Die Entwicklung der Beziehung Familie–Schule

Von Walter Herzog,
Professor für Pädagogische Psychologie
an der Universität Bern

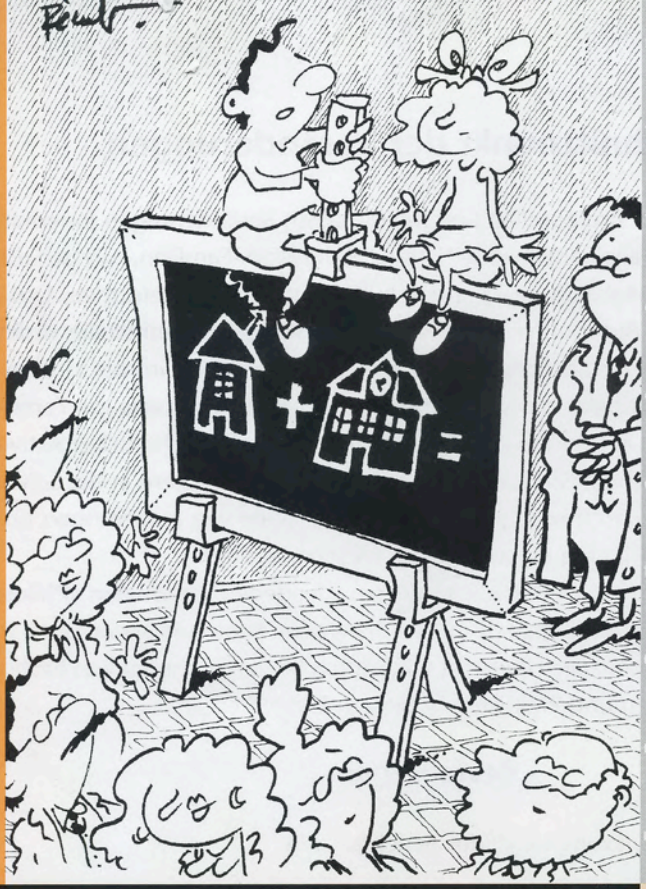
Seit Entstehen der obligatorischen Schule und bis weit in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts hinein hat sich die Familie der Schule angepasst. Zu sehen ist das auch im Zusammenhang mit der «Normalisierung» der Familie zum bürgerlichen Modell mit dieser ganz spezifischen Rollenteilung zwischen Ernährer und Hausfrau. Seit dem Aufbrechen dieses Modells lässt sich eine gegenläufige Tendenz beobachten. Mit der Pluralisierung der Familienformen gerät die Schule unter Anpassungsdruck. Damit haben wir eine einmalige historische Situation, in der sich das Verhältnis Familie–Schule gleichsam umkehrt, und die Schule realisiert, dass sie nicht mehr mit den «normalen» Strukturen in der Familie rechnen kann, mit denen sie bisher gerechnet hat.

Ein weiterer Anlass ist der Wertewandel in den Familien. Die Erziehung hat sich liberalisiert, der Erziehungsstil ist egalitärer geworden zwischen den Generationen. Kinder haben kaum mehr eine materielle Funktion, sie sind zur Sinngebung geworden für die Eltern, was heisst, dass Eltern sich ganz anders für ihre Kinder engagieren, als dies früher der Fall war, und ganz andere Ansprüche an die Schule stellen. Eltern formulieren Forderungen an die Schule, wollen, dass für die Förderung der Kinder etwas gemacht wird. Mit dem starken Engagement für die Kinder wollen Eltern aus dem Laienstatus heraustreten, in den die Schule sie verwiesen hat, obwohl die Fundierung ihres pädagogischen Wissens vielleicht manchmal zweifelhaft ist. Auf diese Weise entsteht Druck von aussen, unter dem die Schule Formen der Anpassung suchen muss, und dazu bedarf es nicht zuletzt der Kommunikation mit den Eltern.

Trotz allem Anpassungsdruck ist der Spielraum der Schule begrenzt. Sie kann sich nicht allen Wünschen anpassen, sie hat ihre eigenen Strukturen und Organisationsformen. Gerade in diesem Punkt besteht Kommunikationsbedarf, da Familien oft nicht mehr erkennen, was schulische Bildung inhaltlich bedeuten kann. Schule wird oft sehr instrumentell gesehen, als Mittel, das man braucht für den sozialen Aufstieg. Deshalb wird der Leistungscharakter der Schule so stark bewertet. Der Kommunikationsbedarf ist nicht im Sinne der Konfliktlösung zu verstehen, sondern ganz einfach im Sinne der Übermittlung von Informationen zu den Wertmustern, den Strukturmomenten und den Organisationsformen der Schule.

Der Vorteil einer intensiveren Kommunikation zwischen Schule und Elternhaus besteht zunächst darin, dass man sich gegenseitig realistischer wahrnehmen und

Verzerrungen ausräumen kann. Zu beobachten sind nämlich gegenseitige Zuschreibungen, die problematisch sind. Im Falle von Schulschwierigkeiten sind für die Schule rasch die Eltern schuld oder das Kind selbst. Aus der Sicht der Eltern hingegen liegt die Schuld eigentlich immer bei der Lehrperson oder der Schule. Diese gegenläufige Attribuierungstendenzen können Grund für Störungen sein, unter denen das Kind leidet. Darüber hinaus zeigen Untersuchungsergebnisse immer wieder, wie wichtig die Unterstützung des Kindes in der Familie für den schulischen Erfolg ist. Das ergaben schon früher Studien mit soziologischer Ausrichtung. Heute wird das eher auf einer sozialpsychologischen und pädagogischen Ebene untersucht mit dem Ergebnis, dass man einen grossen Teil der Varianz in den Leistungen auf unterschiedlliche Einstellungen und Unterstützung der Eltern zurückführen kann. Wenn Schule vermehrt kommuniziert über ihre Vorstellungen von Leistung und von Unterricht, dann können sich Eltern auch besser auf die Schule einstellen. Ich sehe aber auch einen Vorteil in dieser Zusammenarbeit für die Schule selbst. Wenn es der Schule gelingt, mit den Eltern zu kooperieren, kann das für die Lehrpersonen heissen, dass sie vermehrt miteinander arbeiten. Jene neuralgischen Zonen der Übergänge vom Kindergarten in die Primarschule und von dort in die Sekundarschule – die ja durchaus analog zur Schnittstelle Familie–Schule gesehen werden können – wären mit vermehrter Kommunikation und Zusammenarbeit als Problemzonen zu entschärfen. Und ganz generell ist der Vorteil für alle Bereiche der Prävention zu sehen. Prävention hinsichtlich Gewalt oder Drogen beispielsweise kann nicht allein von der Schule oder den Eltern wahrgenommen werden, sondern muss sinnvollerweise in Absprache und Zusammenarbeit wahrgenommen werden.



Im Schnittpunkt der Veränderungen

Die Beziehungen Schule–Familie in der Schweiz

Trendbericht SKBF

Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung
Centre suisse de coordination pour la recherche en éducation
Centro svizzero di coordinamento della ricerca educativa
Swiss coordination centre for research in education

Nr. 4

Schweizerische
Koordinationsstelle
für Bildungs-
forschung (SKBF)

Im Schnittpunkt der Veränderungen

Die Beziehungen Schule–Familie in der Schweiz

Catherine Cusin
in Zusammenarbeit mit
Silvia Grossenbacher

Übersetzung: Andrea Jossen

Trendbericht SKBF, Nr. 4

Dieser Bericht ist in der gleichen Reihe im Jahre 2000 unter dem französischen Originaltitel
Au cœur de redéfinitions. L'interface école/famille en Suisse erschienen.

Aarau, 2001

© Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung
Entfelderstrasse 61
5000 Aarau

Layout: liber A – Buchherstellung, Miriam Dalla Libera, Basel
Umschlagillustration: Pécub, Aubonne
Satz: Peter Meyer, SKBF
Druck: Albdruck, Aarau
Auflage: 600
ISBN 3-908117-61-5